

(Nachdruck verboten.)

Die Fanfare.

Roman von Fritz Mauthner.

Wem von ihnen galt das schöne Lächeln, mit welchem Johanna sich noch einmal zurückbeugte, während der Lieutenant mit seinen kreideweissen Militärhandschuhen winkte?

Die Zurückbleibenden standen unschlüssig. Da sagte Gaffner-von-Herne:

„Fräulein Johanna hat meiner nicht etwa gespottet, als Sie mir Interesse auch für Ihre Wissenschaft zusprach. Ich bin nicht einseitig. Uebrigens sind Sie mir auch sonst nicht fremd, Sie Pseudonymus. Sie sind doch der Bode, der für uns, ich meine für die „Fanfare“ unfres Mettmann, mitunter so schöne Leitartikel schreibt? Da werden Sie ebenso wie wir bei dem heutigen Feste erwartet. Schließen Sie sich uns nicht an? Das Gaffnersche Kraftbier allein ist der Mühe wert.“

Gaffner-von-Herne bemühte sich, reines Hochdeutsch zu sprechen, wie sich das für den künftigen Abgeordneten schickte.

Als an der Kreuzung der Potsdamerstraße ein Gewirr von Pferdeabfuhrwagen und Droschken die Schritte hemmte, hielt der Doktor Bode einen undvorsichtigen Flackstropf lustig beim Schopf zurück.

Der Junge schoß wie ein Pfeil davon, ohne auch nur zu seinem Netter aufzublicken. Bode wandte sich lachend seinen Begleitern zu und bemerkte erst jetzt, daß sie schweigend und in sich gekehrt geblieben waren. Er verstand nicht, warum dieser Gaffner-von-Herne den Herrn Mettmann so eifersüchtig und misstrauisch von der Seite ansah, und er verstand noch weniger, warum der letztere ihn selbst, den unschuldigen Doktor Bode, mit demselben Blick heimlich musterte. Wädlich fiel ihm ein, daß er beide, und vielleicht als Nebenbuhler, bei Fräulein Johanna von Habenow gefunden hatte, und er mußte lustig auslachen. Wäre es möglich, daß der trockene Herr mit den aufgestellten Bartstößen den jungen Mettmann fürchtete, und Mettmann wieder den armen Doktor Bode, der im Begriff stand, einen der unvernünftigsten Streiche seines Lebens zu machen und sich aus Mitleid zu verheiraten?

Richard fragte etwas, weil ihn das Lachen Bodes verlegte hatte.

„Sie sind Zeitungsschreiber geworden?“

„Als der Sohn meines Verlegers hätten Sie was daran wenden und Journalist sagen können. Bis heute bin ich es nicht. Bis heute habe ich still für mich an einem gelehrten und vergnüglichen Buche gearbeitet, welches selbst Buchhandel und Zeitungswesen im alten Rom behandeln soll. Und so oft ich für meine Forschungen ein neues teures Werk brauchte, schrieb ich jedesmal eine Kleinigkeit für den Buchhandel oder das Zeitungswesen des neuen Berlin und schimpfte nachher wie ein alter Römer über die kleinen Honorare. Heute habe ich die Absicht, mich Ihrem Papa zu vermieten. Er hat mir schon zweimal die Redaktion seines Blattes angeboten. Ich nehme an.“

Gaffner hörte der letzten Wendung des Gesprächs mit lebhaftem Anteil zu. Jetzt äußerte er seine Freude. Wie jemand, der persönlich beteiligt ist, sprach er über die „Fanfare“ und ihre Zukunft. Die Zeitung war in den Händen eines vorzüglichen Geschäftsmannes, das Anzeigewesen wurde von den unerschütterlichsten Agenten fleißig betrieben, nur lesen wollte das Blatt noch niemand. Es stand zu tief im Ansehen; wenn ein gebildeter Redacteur die Leitung übernahm und dem Blatte Leser verschaffte, so war der alte Mettmann wie kein zweiter geeignet, es bis auf fünf, ja auf zehn Seiten Inserate zu bringen. Gaffner regte sich ordentlich auf bei der Vorstellung, daß dem Blatte täglich zehn Seiten bezahlter Inserate beigelegt würden.

Bode lachte laut auf.

„Sparen Sie Ihre Lunge für später, für den Reichstag,“ rief er. „Wir sind meines Wissens alle beide keine Abgeordneten.“

„Sie können es aber beide werden,“ erwiderte Gaffner ernsthaft. „Sie als Journalist müssen es als den Gipfelpunkt Ihrer Lebensbahn betrachten, daß ein deutscher Wahlkreis Sie

zur Anerkennung ihrer rastlosen Thätigkeit für das öffentliche Wohl in die Kammer schickt. Der Abgeordnete ist nichts weiter als ein Journalist mit dem Mund, und Sie, Herr Richard Mettmann, müssen auch Politiker werden. Ihr Vater ist nicht reif, nein, er ist nicht reif. Er hat den Schluß nicht. Den Schluß erwirbt immer erst die zweite Generation. Die erste verdient nur Geld. Ihr Vater wird noch sehr viel Geld verdienen und wird sich freuen, wenn Sie sich und ihm damit einen Namen machen. Bei uns war es ebenso, Mein Vater hat uns die große Brauerei hinterlassen, ich bin von der zweiten Generation, auf einem Jag werde ich ins Parlament einreiten.“

Herr Gaffner erzählte noch mancherlei aus seinem öffentlichen und aus seinem bürgerlichen Leben. Die Herren hatten sich inzwischen dem Thiergartenviertel genähert. Sie schritten an den öden Holzstatten des Vignowplatzes vorüber, wo der künftige Abgeordnete sich selbst mit einer Rede über Berliner Neubauten unterbrach; sie passierten den Kanal, wobei es nicht ohne einen Vortrag über die Bedeutung der Wasserstraßen abging, und gelangten bald rechts von der Friedrich-Wilhelmstraße zu der großen Gartenwirtschaft — „Nur Gaffnersches Kraftbier“ — welche heute für geladene Gäste und die Vertreter der Presse eröffnet werden sollte. Noch war außer den Kellnern kein Mensch zu erblicken. Doch Herrn Gaffner-von-Hernes Anwesenheit war notwendig; er mußte sich heimlich als echter Gaffner um das Bier kümmern und als von Herne seine große Festrede überlegen. Mit der Bitte, die Herren möchten etwa in einer Stunde wiederkommen, verließ er sie und schritt durch den buntenwimpelten Thorweg in den Garten. Die Kellner neigten sich in Ehrfurcht vor Gaffner-von-Herne.

Richard Mettmann blieb neben Bode unschlüssig stehen. Wer wollte ihn zwingen, diesem Menschen noch länger Gesellschaft zu leisten, einem halb vergessenen Schulmeister, der cynisch von einem heiligen Beruf sprach und der vielleicht ebenso cynisch über Johanna von Habenow dachte.

Richard hätte fürs Leben gern gewußt, was die beiden mit einander Gemeinames und Geheimnes hatten; doch war er für sich und für Johanna zu stolz, um Neugierde zu verraten. Und wenn er jetzt nicht mit einem höflichen Gruße von dannen ging, wenn er plaudernd nach der Tiergartenstraße einbog und es als selbstverständlich annahm, daß die aufs neue bekannt gewordenen Herren den Abend wie alle Bekannte mit einander verbrachten, so hatte er nicht im entferntesten die Absicht, Bode über Johanna auszuholen. Wirklich nicht. Und wenn ein Zufall dennoch eine Mitteilung herbeiführte, so war ihm Richard wenigstens nicht zu Hilfe gekommen.

In Wahrheit ließ sich Richard Mettmann von einem unbestimmten freundschaftlichen Gefühle leiten, das ihn gegen seinen Willen dem jungen Gelehrten oder Journalisten näherte. Er hatte das Bedürfnis, die falschen Bilder zu zerstreuen, welche die Worte Gaffners erweckt haben mochten. Bode sollte ja demnächst zum Vater und zu ihm selbst wieder in ein nahe Verhältnis treten; da wurden Mißverständnisse am besten gleich in der ersten Stunde beseitigt. Richard erzählte, wie das Leben in den letzten Jahren mit ihm gespielt hatte. Unversehens kam er auf Herzenssachen zu sprechen.

Weil er seiner künstlerischen Leidenschaft für die Musik zu viel Zeit opferte, darum — so glaubte er — hätte ihn der Vater nach dem praktischen England geschickt. Richard bemühte sich, seinem Vater Recht zu geben und seine eignen idealistischen Neigungen mit Ironie zu behandeln. Doch Bode, der von Zeit zu Zeit mit herzlichem Anteil nach dem Begleiter zur Seite blickte, hörte eine tiefe Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage heraus.

Sie wandelten seit einiger Zeit unter den hohen Bäumen am Saum des Tiergartens. Die Sonne war untergegangen, und über den Birseln schwammen auf dem weißlich-grünen Abendhimmel kleine Wolken wie verstreute Rosenblätter. Bode wies mit dem Finger hin. Richard machte die Bemerkung, daß die Malerei bis jetzt solchen alltäglichen Erscheinungen mit ihren paar Farben hilflos gegenüberstehe. Schon waren sie in ein Kunstgespräch vertieft, und Bode hatte die Hand unter Richards Arm geschoben, ohne daß dieser es bemerkte oder verhinderte.

Der Erholungsweg am Tiergarten begann eben seine Besucher zu wechseln. Während die aemulierten Kinder und die Herren von Verrn und Damen sich entfernten und aus dem Innern des Parks den Häusern zuströmten, stellten sich schon von allen Seiten, immer dichter, wie die nahende Dämmerung, verliebte Pärchen ein. Arbeiter, Soldaten, Studenten und junge Kaufleute, die einen schon am Arm ihres Mädchens, die andern nach ihm auslaufend, hatten bald alle Bänke besetzt und unter den ältesten Bäumen, die am besten zur Verabredung taugten, Posten gefaßt. Die Tagesbesucher und die Behüterinnen der Kinder eilten, vorüberzukommen.

Vode war verstummt, und der Spott aus seinem bleichen Gesicht war verschwunden. Wie Glück in Trauer leuchtete es aus seinen Augen, wenn ein junges und schönes Paar vorüberhuschte.

„Ja war wohl niemals zwanzig Jahr alt,“ murmelte er.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Auch der Schall, der in einem Leben schlimmer Erfahrungen und schwerer Kämpfe gelernt hat, den Erbärmlichkeiten des deutschen Kulturlebens mit spottendem Humor zu begegnen, verkennt in diesen Tagen das Lachen. Wäre nicht das Proletariat und sein reiner, aufwärts strebender, vernunftvoller Idealismus — man müßte verzweifeln an jeglichem menschlichen Fortschritt, oder als Weltkuchling sich irgendwo in der einsamen Natur verbergen — fern allem Menschlich-Unmenschlichen. Wahrscheinlich, eine große Europamüdigkeit muß über alle kommen, die von dem Pesthauch dieser sittlichen und geistigen Verderbnis der dem militaristischen Kapitalismus verfallenen Gesellschaft nicht völlig durchweht sind.

Welchen Wert hatte nun diese ganze vielhundertjährige Kulturarbeit Europas, diese gewaltigen Erfindungen, diese edlen Gedankenbauten, diese großen Schöpfungen der Kunst, diese politisch-sozialen Errungenschaften der vorwärts drängenden Klassen und ihrer Vorkämpfer! Ist all das nicht nur wie golden leuchtendes Moos auf unfruchtbarem granitären Fels, das jeder leichte Regen abspült! Die Kultur liegt nur wie lose Spreu auf dem unerschütterten Grunde der Barbarei — ein Windhauch, und wir sind wieder in unserer angestammten Tierheit, unvermünftige Bestien dumpfen Triebes, die von der Kultur nur die Lasten und Verirrungen übernommen haben. In solcher Stimmung versteht man dann ganz einen Tolstoj, diesen Rousseau unserer Zeit, der den Franzosen des 18. Jahrhunderts ebenso sehr an reinerer Menschlichkeit übertrifft, wie er an Gedantentiefe und revolutionärer Wucht hinter ihm zurückbleibt. Man versteht diese Weltflucht vor den erschlaffenden Ueberladungen, vor den wahnwitzigen Widersprüchen, vor den Härte, Bosheit und Grausamkeit züchtenden Existenzkämpfen unsrer Scheinivilisation. Man begreift das stille, genügsame Versinken des großen und ungläubigen Russen in die Herzens-einfalt urchristlicher Lehren, die alle Weisheit und Wahrheit des Menschendaseins in dem einen Satz des Johannes findet: Kinderchen, liebet Euch!

In Wahrheit, welchen Wert hat diese europäische Kultur, wenn sie vor jedem Windstoß zusammenbricht, wenn unsre Kulturgebote keinerlei sicheren Einfluß auf unser Fühlen, Denken, Handeln haben! Bedürften wir deshalb der wendlichen Arbeit und opfer-schwerer Kämpfe, um, da wir uns fast am Gipfel glaubten, zu gewahren, daß wir nicht über den Anfang hinausgekommen! Wir gleichen; so scheint es, dem Unglückseligen der griechischen Sage, der verurteilt ist, den Felsblock den Berg hinan zu wälzen, und der immer wieder im Donnergewitter zur Tiefe rollt, wenn er bis zur Höhe gebracht.

Menschen wähten wir zu sein — ein Ungefahr peitscht die Leidenschaften, und sofort sinken wir wieder in die elementarsten Rohheiten zurück, entartete Wilde. Nichts mehr von Wahrheit, Gerechtigkeit, Milde und Nächstenliebe — Furcht und Schrecken wollen wir verbreiten, Menschenblut soll strömen, nach Nähe lechzt unsre Wut, und diese ganze Kultur ist zusammengeschrumpft in eine Meitgel, die von einem Nord-süchtigen geschleudert wird — mit Hilfe menschlicher Erfindungskunst, die zum Fluche ward. Und an dieser Meitgel hängt das Geschick der Völker. Die Presse aber, diese furchtbare papierene Gefahr, leitet Tag für Tag in gleichem Stumpf-sinn und gesteigerter Gemeinheit die Menschen an, alles Menschliche zu vergessen; sie lehrt die Schuldigen sich als Verfolgte zu geben und die Schuldlosen als die Verbrecher zu schmähen. Der wissenschaftliche Justizmord, das schlimmste Verbrechen, das wir kennen, wird zum höchsten Grund-satz erhoben in den Prozessen, die die Völker mit einander führen; Recht und Unrecht wird vertauscht, der Täter mit dem Verletzten verwechselt ...

Da verkennt auch der Schall das Lachen.

Durch die Straßen Berlins wandelt der Kalkmann. Seine gelb-grüne Kleidung verschärft die Empfindungen der Obstzeit, der verwegene aufgetrennte Strohhut paßt wenig zu den pommer-schen Köpfen, die nicht die bligende Dästerheit südlischer Briganten haben. Gleichwohl schreiten sie stolz, bewußt, daß aller Augen sie verfolgen. Es sind hochstämmige, junge Burschen, kaum sproßt der Bart über den derben Lippen. Sie verteidigen nicht die mütterliche Erde, sie wehren nicht fremde Eindringlinge. Sie sollen hinaus in ein fremdes Land, das ist ihr Auftrag, mehr wissen sie nicht, sie wissen nicht warum und wozu, sie kennen nichts von der Vorgeschichte der jetzigen Ereignisse, sie vermögen die Berechtigung des Kriegs nicht zu verstehen, in den sie geschickt werden.

Vor wenigen Wochen noch war „Kalk“ der Begriff, mit dem wir die jingoistischen Engländer und ihren Boerentrieg geißelten. Heute sollen wir uns selber für die Kalkhimmner begeistern, die ihre letzten Tage in der Heimat, vielleicht die letzten ihres Lebens, ausschweifend genießen — mit Alkohol und Weibern — sofern sie nicht der eiserne Zwang hinausgetrieben, sondern junger Wagemut.

Der menschliche Helbenmut, der sich bewähren sollte im Schaffen, im Wändigen der Kräfte der Natur, im Ueberwinden elementarer Hindernisse, im Arbeiten für die Erhöhung der Menschheit, dient der Verstörung.

Der Schall mag nicht lachen über das schmerzhafteste Gelb-Grün des Kalk-Patriotismus.

Das ist das allertraurigste am Jingoismus, daß wir gewissenlos jedes Verständnis und jede gerechte Beurteilung abweisen. Man weidet sich an läppisch erfundenen Märchen roher Unwissenheit, die ellen Phantasien von Kolportageroman-Fabrikanten dienen als Quelle wahrer Belehrung und Aufklärung. Wir sehen mit blöden Barbarenaugen in eine fremde Kultur die Halluzinationen unsrer eignen schmutzigen Einbildung hinein. Wo unser Verschulden sonnenklar ist, wagen wir die andern anzulagen. Wir schmähcn, anstatt zu verstehen, wir geisern, anstatt zu be-greifen. Mag, was wir an Kultur erarbeitet haben, auch noch so hoch über der chinesischen Kultur stehen, das, was die Chinesen von unsrem Thun sehen und leiden, muß ihren Kultur-stolz und Kultur-trog entflammen. Wir nähcn ihnen als Barbaren niedrigster Art, nicht als Zivilisatoren. Aber in dem Hegenabbat des Jingoismus verwirren wir alle Begriffe, und als fixe Idee unsres schweifenden Wahnsinns bannt uns das Stückchen Blei, das von einem Sprengmittel geschleudert wird — es ist uns Weltgericht, Schicksal, Gott ...

Der Schall lacht auch nicht über diese Kreuzigung des Christen-tums, die seine Bekenner vollstreden. Er schlägt erschreckt von dem unwissenden Lügner der Zeitungs-geschäfte in den heiligen Tempel ernster Wissenschaft, und bald atmet er freier und der Alp des Jingoismus löst sich.

Vor zwölf Jahren hat der beste deutsche Kenner chinesischer Sprache und Kultur Professor Georg von der Gabelenz einen Vortrag über chinesisches Wesen gehalten. Ein Bild des Konfuzius schmückt das Büchlein, in dem der Vortrag dann veröffentlicht wurde. Dieses Bild ist in allen Hältern Chinas verbreitet — wie unsre Christus- und Heiligenblätter. Aber dieser Heilige der Chinesen ist kein über-sinnlicher Mytiker, kein Wunderthäter, Zauberer und Religions-fanatiker, er ist ein Weiser des Diesseits, ein Philosoph, dessen Lehren noch heute nach zweitausend Jahren die Chinesen in ihrem Denken und Thun entscheidend beeinflussen. Es giebt dort kein Widerspruch zwischen Religion und Wissenschaft, zwischen Lehre und Leben. Und — seltsam — dieses Bild des Konfuzius zeigt fast die Züge des Mannes, der den alten Hellenen als größter Lehrer der Weisheit galt, Sokrates ...

Und nun hören wir den deutschen Kenner Chinas:

„Die Chinesen allein haben sich bis in die letzte Zeit stolz und vorsichtig zurückgehalten; nur auf dem Gebiete erwerbender Arbeit sind sie mit uns und unsren Stammesgenossen in Wettbewerb getreten, — gefährliche Mitbewerber, wie der Erfolg gezeigt hat. Geistige Verständigung mit uns suchen sie erst jetzt. Da bei vergeben sie aber ihrem nationalen Selbstbewußsein keinen Deut. Das ist kein winfelndes Betteln um Anerkennung, geschweige denn um Entschuldigung, es ist auch nicht das aufdringliche Gethue eines belehrungslustigen Besserwissers; sondern es ist das freimütige Glaubensbekenntnis von Männern, die sich auf ihrem Standpunkt sicher wissen und nur verlangen, daß man sie in Ruhe lasse. Es liegt etwas Achtungsgebietendes in dieser sicheren Haltung. Wer die Schriften des Generals Tscheng Kitong oder des Marquis Tcheng gelesen, dem müßte wohl das Gefühl kommen, daß er es nicht nur mit ganzen Männern zu thun hatte, sondern auch mit einer Nation und einer Gesittung, die völlig aus einem Guß und noch ganz anders in sich gefestigt sind, als die unsres Ernteils.“

„Ich denke, was man den Stillstand des chinesischen Wesens nennt, finde hier seine Rechtfertigung. Nur Stillstand sollte man es nicht nennen, — das hieße unsren Maßstab da anlegen, wo er am wenigsten hinpaßt. Jenen Fortschritt, der in Umgestaltung und Umsturz besteht, haben die Chinesen im Laufe ihrer viertausend-

jährigen Geschäfte mehr als einmal erprobt. Es war zu ihrem Schaden und sie sind allemal davon zurückgekommen. Jenem andern Fortschritte aber, der in immer feinerer Ausgestaltung, in immer höherer Entfaltung des Vorhandenen sein Genüge findet, dem huldigen auch sie. Auch hat es ihnen nicht an weltstürmerischen Dichtern gefehlt, die alles in Frage stellen."

Chinas Politik war von jeher und bis in die neueste Zeit vorwiegend eine innere. Das alte Kulturvolk, an Zahl und Gesittung seinen Nachbarn weit überlegen, durfte sich mit friedlichen Annexionen begnügen. Mehr als einmal ist es geschehen, daß die Fremdlinge, die erobert einbrachten, gute Chinesen wurden. . . Man redet viel von der Schwäche der chinesischen Militär- und Polizeimacht, rühmt den friedlichen Sinn, die Intelligenz, den Fleiß, die Mäßigkeit des Volkes, wohl auch der Festigkeit seiner Familienbände und den Unterthanengehorsam. Was sonst noch etwa fehlt, um die Langlebigkeit und das Gedeihen des riesigen Reichs zu erklären, das schreibt man leichtem Herzens auf Rechnung des vielbesprochenen geistigen Stillstands; man höhnt: das hält zusammen, weil es nicht die Kraft hat auseinanderzufallen. . . Was man aber vergißt, ist die hervorragend staatsbürgerliche Begabung des Chinesen, sein Sinn für Ein- und Unterordnung und jenes unvergleichliche organisatorische Talent, das überall, daheim wie in der Fremde, blühende Gemeinwesen zu schaffen versteht. Man sollte sich zweimal bedenken, ehe man von orientalischem Knechtsinn redet, bei einem Volke, dessen Bürger während ganzer Menschenalter dem Unheil der geüchlichsten Mißverwaltung zu wehren wußten. Dieses Volk liest in seinen Annalen Thermopylen-geschichten von Feldherren und Armeen, die dem erhaltenen Befehle gehorsam ihren Posten bis auf den letzten Mann verteidigt haben. Es liest auch sehr oft von treuen Beamten, die ihren pflichtvergessenen Herren freimütig mit ihrer Ueberzeugung entgegentraten, um dann getrost dem Schwert des Henkers den Nacken zu bieten; und dann liest es, wie solche Helden von der dankbaren Nachwelt gefeiert werden. . ."

So schildert von der Gabelenz die Traditionen, in denen das chinesische Volk aufwächst. Joc.

Kleines Feuilleton.

bl. Unverschämte Weiber. Nach dem Kaffee gingen die Herren auf die Regalbahn, auch die Kinder zerstreuten sich durch den Garten. Die Damen blieben sitzen. Einige hatten sich Handarbeiten mitgebracht, die meisten sahen müßig.

Zuerst blieb die Unterhaltung etwas einsilbig, dann kam die Kanzleirätin auf die Dienstmädchen zu sprechen, und nun wurden alle Stimmen lauter. Jede Dame hatte ein besonderes Erlebnis zu berichten. Die Frau des Geheimen Registrators war sehr entrüstet. „Und nicht einmal die Wäsche macht mir die Person, wo ich doch fünfundvierzig Thaler Lohn gebe und bloß drei Stuben habe — nicht einmal die Wäsche.“

„Gott, das wollen sie ja alle nicht mehr.“ Die junge Kaufmannsfrau zuckte die Achseln. „Meine wäscht mir nicht mal die Taschentücher.“

„Früher war es doch ganz anders,“ warf die Postsekretärin ein. „Wenn ich so zurückdenke, vor zehn Jahren noch, da gab man dem Mädchen vierzig Thaler und dann machte sie die ganze Wäsche mit.“

„Und dabei ist die Wäsche heut so teuer!“ Die Registrators-Frau seufzte auf.

Die andern Damen stimmten bei, die Kanzleirätin sagte: „Ja, es ist ein Skandal, wie die Preise hinaufgeschraubt sind, für zwei Krügen waschen und plätten soll man schon fünfzehn Pfennige geben und für ein Oberhemd sogar fünfundvierzig.“

„Aber doch nicht bei allen?“ Die junge Lehrerefrau warf einen erschreckt fragenden Blick über die Tafelrunde.

Die Damen lachten: „Na natürlich bei allen — haben Sie es denn nicht gelesen?“

„Sie haben ja in den Geschäften große Plakate hängen, darauf sind die Preise angegeben.“ — erzählte die Registratorsfrau — „für ganz Berlin ist alles ein Preis.“

Ja, es ist unerhört — man kann sich auch nicht einmal dagegen wehren.

„Die reine Ausbeuterei!“

Die Kanzleirätin nickte zustimmend: „Ich habe auch schon gesagt, die Gerichte müßten dagegen einschreiten. Geschieht da aber was? Man ist heutzutage ganz der Willkür seiner Arbeitsleute preisgegeben.“

„Den Leuten so das Geld aus der Tasche zu ziehen!“ Die Kaufmannsfrau schlug die Augen gen Himmel.

„Ich habe meiner Plätterin neulich auch schon Bescheid gesagt.“ Die Postsekretärin warf den Kopf zurück:

„Was meinen Sie aber? Die Person wurde noch frech. Ob ich nicht lieber erst den Hauswirt und den Kohlenhändler auffordern wollte, billiger zu sein; ist das nicht stark?“

„Man muß im Hause waschen lassen,“ sagte die junge Lehrerefrau.

„Als ob man da besser wegtäre, die Kanzleirätin zuckte mit- leidig die Achseln. Die Waschfrauen nur erst! — Eine ganz unverschämte Gesellschaft! Unter zwei Mark bekommt man gar keine mehr!“

„Und dann fangen sie erst um sechs Uhr an und hören schon um sieben Uhr wieder auf!“

„Und wenn es noch das Geld allein wäre,“ warf die Registrators-frau ein, „aber die Verpflegung, die solch ein Weib beansprucht, man möchte ihr aufwarten, wie einer Kommerzienrätin!“

„Na natürlich“, die Postsekretärin nickte zustimmend: „Belegte Stellen zum Frühstück und Bier zum Mittag, anders geht es ja nicht.“

„Und süßer Kaffee!“

„Nun gewiß süßer Kaffee!“

„Man kann es sich aber doch etwas billiger einrichten —“ die Kanzleirätin nahm eine etwas triumphierende Miene an, „wenn ich die Waschfrau habe, koche ich immer Erbsen mit Speck, oder Brüh-lartoffeln, das kann man recht schön lang ziehen. Wenn die Leute nur recht viel auf dem Teller haben, wie es gelocht ist, verstehen sie ja nicht.“

„Na und zum Belag kann man ja billige Wurst nehmen, Zwiebel-wurst oder Weitzwurst, die läßt sich aus schmieren.“ Die junge Lehrere-frau wollte auch gern als gute Hausmutter gelten.

„Aber denken Sie nur nicht, daß es sich alle so gefallen lassen,“ die Registratorin beugte sich vor — „ich sage Ihnen, sie möchten reinweg Wratzen und Lampreten haben. Ich mache es auch wie Frau Rätin, Bohnen, Erbsen, Linsen, Brühlartoffeln, als ob das für solch gewöhnliche Frau nicht ein prachvolles Essen wäre, aber was meinen Sie? Keulich fragt mich meine, ob ich eigentlich nichts andres Loch könnte wie Suppe?“

Die Damen schlugen die Hände zusammen: „Eine solche Frech-heit!“ „Die hätte ich sofort rausgeworfen.“ „Ist das stark!“ Die Kanzleirätin lachte auf: „Ja, ich sage ja, meine Damen, es gibt unverschämte Weiber, wirklich unverschämte Weiber!“

Musik.

Der 28. Juli dieses Jahres ist der 150. Erinnerungstag des Todes von Johann Sebastian Bach, dem berühmtesten und bedeutendsten oder wenigstens zur bedeutendsten Entwicklung gelangten Gliede der zahlreichen Musikerfamilie der „Bache“. Die sommerliche Lage dieses Tages ist wohl die Ursache, daß wir in Berlin durch keine größeren Veranstaltungen an ein „Jubiläum“ gemahnt werden; die Berücksichtigung Bachs im Programm von Orgelkonzerten liegt zwar nahe giebt jedoch nicht eben zu eignen Verichten Anlaß. Und den Urheber des neulich auf-gebrachten Plans, einen Corso in der Siegesallee durch Promenaden-Konzerte in dieser „einzig dastehenden“ Allee zu erzwängen, auf dem man „neben dem Hören auch brandenburgisch-preussisch-deutsche Geschichte sehen und studieren“ könnte — diesen Mann brauchen wir wahrlich nicht in den Verdacht setzen, er habe seinen Einfall zum Angedenken Bachs vorgebracht. Wirklich erste Gedenkfeiern sind, wie schon seit längerem zu bemerken war, für den Winter geplant. Insbesondere soll vom 21. bis 24. März 1901 in Berlin ein großes, „erstes deutsches Bachfest“ gefeiert werden, mit Auswahl des Schönsten aus dem, was von J. S. Bach noch weniger bekannt ist. Der nächste Anlaß dieser Feier trifft aber mit jenem Jubiläum mehr nur äußerlich zusammen. Es hatte nämlich während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die „Bach-Gesellschaft“ hauptsächlich für ihre große kritische Gesamt-Ausgabe der Werke des Meisters gewirkt. Nun ist diese ruhmvolle Ausgabe — in Verlag Breitkopf u. Härtel — fertig geworden. An die Stelle jener Gesellschaft tritt jetzt eine neue, die sich eine, das Wirken der alten Gesellschaft ergänzende, Aufgabe gestellt hat: für die Verbreitung von Bachs Werken im weitesten Sinne zu sorgen. Die Zusammen-setzung der Gesellschaft scheint für kräftige Erfolge ihrer Bemühungen zu bürgen. Und daran knüpfen sich nun zwei Mahnungen, die von dem jetzigen Jubiläum an uns ergehen können. Die eine ist die, daß wir über unsere klassischen und modernen Lieblingskomponisten nicht vergessen dürfen, wie gering dieser Ausschnitt aus der gesamten Geschichte der Musik gegenüber dem ist, was außer ihm aus dieser noch übrig bleibt. Die stete Herumbewegung in diesem Ausschnitt ist der richtige Weg zur Ablehnung eines Neuen, das sich ihm nicht einfügt, und sie hatte denn auch ihre gewaltige Mitschuld an der Ablehnung der Kunst Richard Wagners. Die andere Mahnung jenes Jubiläums an uns ist ein Moment, das schon im Schaffen, Polemizieren und Leiden des Genannten hervor-getreten war: die eigentümliche Erscheinung der Verwandtschaft übernehmender und der Gegensätzlichkeit unmittelbar folgender Generationen, wie sie ja auch aus dem häufigen Zu-sammenstimmen von Großeltern und Enkeln bekannt ist. Richard Wagners Kampf gegen seine Vorgänger galt vornehmlich den letzten von ihnen: der damaligen Oper, der nachbeethovenschen Instrumentalmusik, und ein wenig auch den Grenzen, die den großen Klassikern gezogen waren. Abgesehen davon aber galt sein „Ehrt eure deutschen Meister“ vor allem den um zwei, zum Teil um mehr Generationen zurückliegenden Schöpfern einer Kunst, die dann von Epigonen nicht immer ganz in der natürlichsten Weise benutzt wurde. Mehr noch als Beethoven, den Wagner mit einer nicht ganz folgerichtigen Einsicht — fortzusetzen meinte, ist J. S. Bach der Vor-gänger Wagners. Sein musikalisches Schaffen engeren Sinnes steht mit dem Wagners, zumal durch die Unabhängigkeit vom tanzartigen Rhythmus und durch die reiche Selbständigkeit der Stimmführung zu-sammen gegen die etwas typisch schrittmäßige und melodische Musik der Zwischenliegenden. Und sein Gesamtschaffen in den Passionen u. dergl. steht ebenso mit dem Wagners in seinen Dramen zumal durch die Hin-

gabe der Musik an eine übergeordnete Macht (dort eine kirchliche, hier eine weltliche Religiosität) zusammen gegen das, was man die „musikalische Aufklärung“ der Zwischenzeit nennen könnte. Ihn, den größten „Zukunftsmusiker“, erst ganz zu fassen, mag vielleicht erst allmählich die Zeit kommen. —

Sprachwissenschaft.

— Wie ist das Wort „Badsisch“ zu erklären? Die „Tägliche Mundschau“ schreibt: Diese sonderbare Bezeichnung für eine gewisse Altersklasse des weiblichen Geschlechts hat man auf verschiedene Weise, aber noch nicht einwandfrei zu erklären versucht. Man hat aus dem „Badsisch“ einen gebadenen Fisch gemacht, den der französische Schriftsteller Pierre Louys ohne Zaudern als poisson frit übernommen hat. Man darf diese kleine Verwechslung dem Franzosen freilich nicht sehr übel nehmen, da auch viele Deutsche nicht wissen, daß „Badsisch“ in der Anwendung auf junge Mädchen nicht etwa auf Fische anspielen will, die „gebaden, gut schmecken würden“, sondern eher schon auf die noch zu kleinen Fische, die der Fischer wegen ihres Mindermaßes nicht verkaufen kann und darum nach dem Gang wieder über „Wad“, d. h. über Bord wirft. Inwiefern ein Zusammenhang zwischen diesen minderwertigen Fischen und jungen Mädchen bestehen soll, läßt sich schlechterdings nicht einsehen. Das Grimmsche Wörterbuch stellt sich allerdings auch auf Seite derjenigen, die den Badsich als Fisch „zum Baden, noch nicht zum Sieden“ deuten. Nach andern sollen die Badsische ihren Namen daher haben, daß die kleinen, nicht zum Verkauf geeigneten Fische von den Fischern auf die „Wad“, d. h. den Tisch, an dem sie ihre Mahlzeiten einnehmen, geworfen wurden, um von ihnen selber verpeißt zu werden. Noch eine andre Erklärung lautet: „Badsische“ komme von bade = zurück her und bezeichne kleine junge Fische, die hinter den großen her schwimmen. Alle diese Erklärungen haben etwas sehr Gefährliches an sich, eher schon läßt sich der Erklärungsversuch hören, den A. Eichhoff (Nemtscheid) in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ joden der Kritik unterbreitet. Nach seiner Vermutung steckt in dem ersten Teil des Wortes „Badsich“ das keltisch-walisische badeh = klein, jung (bachtgen = Anabe), das sich in zahlreichen englischen, französischen Wortbildungen, wie bachelor, bachelier und ähnlichen wiederfindet, denen allen der Begriff des jugendlichen gemeinsam ist. So bezeichnet bachelor 1. einen jungen Mann, 2. einen Knappen, 3. einen jungen Geistlichen niederen Grades. Offenbar ist auch das bekannte „baccalaureus“ damit verwandt, das weder von „baeca laurea“ noch von baculus abzuleiten ist. „Badsische“ sind demnach nichts andres als junge Fische und die Uebersetzung dieses Begriffs auf junge Mädchen läge schon nahe genug, um irgendwie auffällig zu erscheinen. —

Hygienisches.

— Das Radfahren in gesundheitlicher Beziehung behandelt Eduard Vercy in seinem Buche „Philosophie des Fahrrad- (Reisner) Verlag, Dresden und Leipzig). Die „Vossische Zeitung“ entnimmt diesem Buche folgendes: Der Verfasser verspricht sich vom Radfahren die heilsamsten Folgen in sozialer und hygienischer Hinsicht. Um so erster und eindringlicher sind seine Warnungen vor all den Verkehrsheiten, zu denen das Radeln verleiten kann. Er weist nach, wie schädlich es ist, krumm auf dem Rade zu sitzen und mehr als 12 bis 15 Kilometer in der Stunde zurückzulegen. „Die Steigerung der Herzthätigkeit kann, wenn sie sich häufig wiederholt, zu dauernden Herzkrankheiten und zu einem frühen Tode führen. Vor allem sollte es deswegen den Knaben verboten werden, Wettrennen unter sich zu veranstalten, wozu die Natur des Rades und das Beispiel des Rennsports sie nur allzu leicht verführt.“ Aus einem Bericht über das im März 1893 vorgenommene Aushebungsgeheiß in Frankreich sei folgende nachdenkliche Stelle hervorgehoben: Vom Militärdienst befreit wurden in den letzten Wochen fast alle französischen Wettfahrer, die in diesem Jahre stellungspflichtig waren. Der Schnellfahrer Nieuport wurde wegen eines Herzleidens zurückgewiesen, der ausgezeichnete Flieger Aninat wegen Herzerweiterung, die kräftigen Tandemfahrer Bierot und Lamrin aus demselben Grunde, der riefenhafte Deschamps wegen Herzschwäche, ferner der einstige Dreirad-Meisterfahrer Blanc, der seines kräftigen Körperbaus halber den Beinamen „der Stier“ führt, gleichfalls wegen Herzkrankheit, und der Schrittmacher Deneau wegen Weinschrammen. Es ist jedenfalls sehr bemerkenswert, daß die meisten dieser besonders stark aussehenden Wettfahrer Herzfehler haben.“ Vercy tritt eifrig für das Radhalten ein, auch in dem Sinne, daß er empfiehlt, zwischen geistiger Beschäftigung und Leibesübungen ein verständiges Gleichgewicht zu erhalten und mit den Leibesübungen wiederum zweckmäßig zu wechseln. So will er nicht, daß die ausgiebige Fußwanderung durch das Radeln je verdrängt werde. Daß der Radler nur dem Rade lebe, wünscht er schon deshalb nicht, weil das Radeln die Aufmerksamkeit und die ganze Denkhätigkeit in zu enge Grenzen bannet. „So heilsam für den Denkgewohnheiten die erzwingende Einstellung der Gehirnarbeit während der Fahrt ist, wird er es doch oft als einen Nachteil empfinden, daß er sich nicht gestatten darf, Gedanken nachzuhängen, die mit dem Wege nicht in engem Zusammenhange stehen, und daß auch das Beobachtungsfeld des Radlers sehr beschränkt ist, weil er von der Welt im Dahinrollen nur unentdeckte, vorüberliegende Umrisse sieht.“ —

Aus der Pflanzenwelt.

— Die Pantoffelblume. A. Eliwa schreibt in der Wochenschrift „Merthus“: Viele Jahre lang ist die Pantoffelblume eine Lieblingsblume des Publikums gewesen; heute wird sie immer mehr von den Fenster- und Blumentischen durch andre Pflanzen verdrängt. Blumenfreunde klagen, daß diese Blume eine so kritische und empfindliche Pflanze sei. Diese ganz allgemeine Auffassung ist durchaus ungerechtfertigt. Ein wenig naturgemäß behandelt, wächst die Pflanze wie Unkraut und läßt sich vieles bieten, was andre Gewächse töten würde. So schadet es ihr wenig, wenn sie mal so trocken wird, daß Blätter und Blüten herunterhängen, in den Schatten gestellt und begossen, erholt sie sich bald vollständig. Die Pantoffelblume gehört zu den halbschattigen Pflanzen, darf also nicht der scharfen Mittags- und Nachmittagssonne ausgesetzt werden, aber gerade dagegen wird viel gefehlt. Die Vermehrung derselben geschieht aus Samen und Ablegern. Der Samen wird recht dünn in flache Kästen oder Schalen gesät, die mit einer Mischung von Gartenerde, Torfmoos und Sand gefüllt sind. Wenn er im August gesät wird, können die jungen Pflanzen den Winter über im Saatkasten oder Schalen verbleiben, verursachen wenig Mühe, werden recht stämmig und kommen Ende März in kleine Töpfe. Diese Sämlinge bringen schon im Mai einen reichen Flor, der bis Juli anhält. Die Vermehrung durch Ableger ist noch viel einfacher. Man bricht nach der Blüte nur geeignete Zweige ab und setzt sie ohne Wurzel in Töpfe, die mit der eben angegebenen Erdrückung gefüllt sind. Werden diese feucht gehalten, so entwickeln sich bald Wurzeln, die Pflanze beginnt schon anfangs Februar bei günstigem Standort zu treiben und anfangs März zu blühen. Im Winter verlangt sie einen frostfreien Platz. Die Arten der Pantoffelblume gehören unstreitig zu den dankbarsten und leicht zu kultivierenden Zimmergewächsen. —

Humoristisches.

— Poesie und Prosa. Nefse (enthusiastisch): „... Onkel, Du bist doch der Brunnen, aus dem ich immer wieder Mut und Thakraft schöpfe!“ — Onkel: „Willst Du pumpen!“ —

— Kindliche Auffassung. Frau Meyer: „Nun, Käthchen, wie geht's dem Deiner Mama?“

Käthchen: „Danke, ich glaube ganz gut; sie sagte wenigstens gestern nacht zu Papa, als er spät nach Hause kam: Es wird wirklich immer besser!“ —

— Immer Geschäftsmann. Buchhändler (nachts in seinem Laden einen Einbrecher ertappend): „Ich will Sie kaufen lassen, junger Mann, aber Sie sind auf einem sehr gefährlichen Wege.“ — Kaufen Sie sich ein Strafgesetzbuch bei mir!“ — (Flieg. Bl.)

Notizen.

— Tolstoj's „Nacht der Finsternis“ ist wiederum von der Censur verboten worden, obwohl der Dichter selbst einige Scenen gemildert hatte. Wir zweifeln leider nicht daran, daß dieses Verbot völlig den „neuen“ Principien entspricht, die in die Berliner Theater-Censur eingezogen sein sollen. Der „Goethe-Vund“, der merkwürdigerweise nach Aufgaben sucht, könnte hier mit einem Protest einsehen, der nicht gerade an den Geheimrat Goethe zu erinnern brauchte. —

— Die „Secessions-Bühne“ hatte in Wien mit einem Drama von Elisabeth Meyer-Foerster „Der gnädige Herr“, das im Winter in Berlin gespielt werden soll, Erfolg. —

— „Der griechische Slave“ von Sidney Jones, dem „Geisha“-Komponisten, soll als erste Novität der nächsten Winter-Saison im „Central-Theater“ in Scene gehen. —

— Der Berliner „Secession“ haben sich angeschlossen: aus München die Maler Louis Corinth, Paul Grobel, Ludwig Herterich, Max Slevogt, Charles Looby, Wilhelm Volz und der Bildhauer Josef Floßmann; aus Stuttgart der Maler Carlos Grethe; aus Paris die Maler Charles Cottet, P. O. Jeanniot, C. Pissarro, J. F. Raffaelli, Théo van Wysselberghe und der Bildhauer Auguste Rodin; aus Brüssel der Bildhauer Constantin Meunier, ferner die Holländer G. G. Dreitner, Josef Israels und Jan Veit, sowie Jan Toorop. —

— Ein antikes Theater wurde in Gubbio in Italien ausgegraben. Die Freilegung der gut erhaltenen Trümmerstätte nahm fünf Monate in Anspruch. —

— Bei einer Renovierung des aus Kupfer getriebenen Herkules bei Kassel fanden Arbeiter im Kopf des Standbilds eine 12 Centimeter große runde Platte, auf der folgende Inschrift in lateinischen Lettern steht: „Carolus, Landgraf von Hessen, hat dieses Bild machen lassen durch Johannes Jakob Anthoni, Goldschmied, gebürtig aus Augsburg. Ist angefangen Anno 1714 und fertig worden Anno 1717 den 30. November.“ — Bisher hielt man einen Kupferschmied Namens Otto Philipp Küner für den Schöpfer des bekannten Kunstwerks. —